

Die Hochalpen.

Viele der mit ewigem Schnee bedeckten Felsenpyramiden auf den Kämmen der Alpenketten hat noch kein menschlicher Fuß betreten, denn die höchsten Kuppen sind oft so steil, daß auch die kühnsten Bergkletterer vor dem Erklimmen derselben zurückschrecken. Jedes Jahr fordert dieses Hochgebirge seine Opfer an Menschenleben und auch in diesem haben Zeitungen bereits wieder von Abstürzen waghalsiger Touristen berichtet, die deren Tod zur Folge hatten. Dabei gibt es jetzt Alpenvereine in England, Oesterreich, der Schweiz, Frankreich und auch in Deutschland, welche gleichzeitig mit der Erforschung der Gebirge die Zugänglichkeit derselben nach Kräften fördern. Letzteres erreichen sie durch den Bau von Schirnhütten, die dem Touristen ein Unterkommen in großen Höhen gewähren, und ihn vor Wind und Wetter, sowie auch vor Frost schützen. Die Aufstiegswege werden nach Möglichkeit verbessert, überall sind Wegweiser errichtet, um das in jenen einsamen Höhen so gefährliche Verirren zu verhindern. Das Führerwesen ist vortrefflich geordnet, man hat Unterrichtsstunden für diese Leute eingerichtet, und erst nach Ablegung eines Examins können sie für ihr schwieriges Amt einen Berechtigungschein erlangen. Der Aufstieg in der Region des ewigen Schnees ist mit außerordentlichen Anstrengungen und Gefahren verknüpft, weshalb derselbe nur für sehr kräftige, marschgewohnte Touristen zu empfehlen ist. Sommerfrischler tun besser, sich mit dem Erstiegen unserer deutschen Gebirge zu begnügen, die an wunderbaren Schönheiten so überaus reich sind.

Von den Niesenhäuptern der Alpenketten ist der Mönch eins der bedeutendsten. Er erhebt sich als breite, steile Finkuppe östlich vom Lauterbrunnental zwischen der Jungfrau und dem Eider zu einer Höhe von 12 660 Fuß über den Meerespiegel. Der Gipfel, welcher eine der ausgedehntesten Fernsichten der Berner Alpen bietet, bildet ein Plateau von fünf bis sechs Meter Breite und etwa fünf- undzwanzig Meter Länge. Die Besteigung des Mönchs wurde zum ersten Male im Jahre 1875 von Borges aus Wien ausgeführt. Unser Bild zeigt



Der Mönch.

Sie haben sie vertrieben, die Mönche dort im Tal:
Doch Einer steht da drüben gar fest im Sonnenstrahl.
Den lassen sie wohl stehen im weißen Chorgewand,
Mit priesterlichen Flehen das Haupt zu Gott gewandt.
Zwar hält in Wolkenflöre er oft sein greißes Haupt,
Daß er nicht seh' und höre, was seinen Fuß umschnaubt.
Er steht ja abgeschieden — ein Mönch dem Herrn geweiht
In ewig stillem Frieden, erreicht von keinem Streif.
Doch früh zur Morgenseite, wenn rings noch schläft die Welt
Dann flammt sein Opferfeuer empor zum Himmelszelt.
Das sollen sie ihm wehren die Mäntlein in den Gair'n,
Er wird ja bald in Ehren auf ihre Gräber schau'n!
Zehntausende der Gleiche, sieht er aus blauen Höh'n,
Wie Burgen, Klöster, Reiche — entstehen und vergeh'n!
Einflü wird er selbst sich beugen, der Ungebeugte dort,
Wird willig dann sich neigen, vor seines Gottes Wort.
Bis dahin, Alter, stehe dem Lande betend vor,
Und weis' zur Himmels Höhe noch manchen Blick empor!

Meta Häuffer.

die Kuppe dieses Berges nach einer, bei einem Aufstieg gemachten photographischen Aufnahme. Ewigiger Schnee bedeckt den Gipfel. Der Himmel erscheint von hier aus in tiefem Dunkelblau. Im Schatten sieht man am Tage die Sterne, das Wasser gefriert im Sonnenchein.

Lehnlich wie hier ist es auf allen hohen Gipfeln des mächtigen Gebirges. Die Alpenwelt entfaltet auf den Höhen eine majestätische Größe. Die Gletscher mit ihrem Silberglanz, die wilde Unregelmäßigkeit der Felsentrümmer, die wunderbare Beleuchtung der Gebirgsränder neben dem milden Schatten der Schluchten — diese Eindrücke ergreifen das Gemüt mit unwiderstehlicher Gewalt.

„Gleich den Niesenmanern einer gigantischen Bestie, felsen geackert und starr überbaut mit silberglänzenden Kuppeln, Felshörnern und Giepyramiden in phantastischem Gewir — so treten sie vor den gefesselten Blick, unübersehbar und unzählbar in den einzelnen Gebirgszügen, Gebirgsgruppen, Berggipfeln, Hochebenen, Hochtälern, Durchbrüchen und Einsattelungen von den verschiedensten Formen, Größen, Bekleidungen und Farben. So ausgestattet mit Erhabenheiten und Tiefen mit walbigen und grasreichen Vor- und Mittelgebirgen, mit großen und kleinen, länglichen und runden Tälern so durchfurcht von Bächen und Flüssen so eingeschnitten und umpfult von Berg- und Landseen, so in Klüfte, Schluchten und Abgründe zerrissen, so durchstoßt von brausenden Wasserstürzen, so durchbohnt von Gletscherbächen, Steinschutt- und Schneeströmen — wo anderswärts in Europa, wo sonst auf dem Erdenrunde fände sich Lehnliches auf gleich engem Raume zusammengedrängt?“

So schildert uns Krusen trefflich das Hochgebirge Europas, die Alpen und die Besucher anderer Hochgebirge, wie der Pyrenäen, des Kaukasus, der amerikanischen Cordilleren und Anden, ja des höchsten Gebirges der Erde, des Himalaja sind der Ansicht, daß die Alpen in ihrer eigenartigen Schönheit von keinem dieser Gebirge erreicht werden. Gewiß, der Eindruck des Himalaja auf den Beschauer ist ein mächtigerer, aber hier fehlen die herrlichen kleinen Seen, die menschlichen Ansiedelungen in den Tälern, die rechts und links begrenzenden Meere, die wir bei



den Alpen in dem Apenninischen und adriatischen haben und manche anderen Reize, so daß der französische Naturforscher Victor Jacquemont beim Anblick des gewaltigen Hochgebirges unseres Planeten ausrief: „O, wie schön sind Europas Alpen!“

Die Klugen und die Schlaun.

Roman von Arthur Zapp.

[Fortsetzung]

[Nachdruck verboten]

Lieber die Regierung wollte den Krieg so möglich in zwei oder drei Schlachten beendet sehen. Dazu kam, daß die ersten 75 000 Freiwilligen, die Präsident Lincoln aufgerufen hatte, nur für einen Zeitraum von drei Monaten angeworben worden waren. Die Frist lief demnächst ab und die sparsamen Staatsmänner wollten, daß so viel Sold nicht umsonst hinausgeworfen worden sei.

Am Morgen des 21. Juli hörte die deutsche Division den dumpfen Schall eines entfernten Kanonendonners; zugleich ertönten begeisterte Jubelschreie von allen Teilen des großen Lagers. Die Soldaten eilten zusammen und teilten einander ihre Vermutungen mit. Die Regimentskommandeure riefen nach ihren Pferden und sprengten zu jenem der wenigen Häuser des Ortes, in dem der Divisionskommandeur sein Quartier aufgeschlagen hatte. Wenige Minuten später hielt General Wlenker, von den Offizieren seines Stabes umgeben, auf dem großen Platz vor seinem Hauptquartier und erteilte den Brigaden- und Regimentskommandeuren Befehle.

Kurz darauf wurde im Lager Generalmarsch gehalten, und die Kompagnien und Regimenter formierten sich ordnungsmäßig, mit echt militärischer Genauigkeit und Eile.

Es war ein wunderschöner warmer Sonntagsmorgen, als die deutsche Division mit lautem Hurrah, mit Sang und Klang aufbrach. Durch die Mißgunst des kommandierenden Generals Mc Dowell, der die Deutschen nicht mochte, war die Division Wlenker in die Reserve gestellt worden, damit sie an dem zu erwartenden Siege nicht teilnehmen solle.

Stundenlang marschierte die Division, ohne etwas vom Feinde zu sehen und ohne zu wissen, ob Mc Dowell die Schlacht schon begonnen habe. Spott und Entrüstung erregte es bei den gutgeschulerten deutschen Truppen, als sie mitansehen mußten, wie die vor ihnen marschierenden amerikanischen Regimenter sich lockerten und durcheinander liefen, wie sie sich in unregelmäßige Trupps zerstreuten, um Wasser zu trinken oder im nahen Walde Beeren zu pflücken. Der Tag verging, ohne daß die Deutschen ins Gefecht kamen. Am Abend ging man in die Wirtshäuser. Aber niemand dachte zunächst daran, sich zum Schlaf niederzuliegen. Eine fieberische Aufregtheit hatte sich aller bemächtigt. Morgen kam man gewiß ins Feuer — und wer weiß, wer den nächsten Abend noch erlebte!

Am folgenden Tage war man schon wieder früh auf den Beinen. Die Feuer waren eben entzündet und die Mannschaften wollten Kaffeewasser befeigen, als der Ruf: „An die Gewehre! Vorwärts!“ ertönte. Wieder begann der Marsch; der Kanonendonner war aber diesmal ungleich stärker als am Tage vorher und kam immer näher. Schon konnte man deutlich das Knattern der Gewehrriemen untergehören. Unter den Soldaten wird es still und stiller. Der Ernst der Lage hält alle in seinem Bann. In banger Erwartung blickt jeder düster vor sich hin. Auch Harry Bradley fühlt, wie heftig ihm das Herz klopf und wie schwer der Atem sich aus der bebrühten Brust emporringt. Kurze, hastige Gedanken fliegen nach der Heimat zu Vater und Schwester, zu Margaret Leiphold, dem geliebten Mädchen, und ein unwillkürliches Bedauern regt sich in der Seele des jungen Soldaten.

Jetzt sausen die ersten Granaten über die sich instinktiv hückenden Köpfe hinweg; ein Stutzen kommt in die Truppen, ein heftiges Drängen und Schieben. Kapitän Leiphold schreitet mit dem Säbel in der Faust am rechten Flügel seiner Kompagnie und dreht sich lächelnden Antlitzes zu seinen Soldaten um.

„Ruhig Blut Jungens,“ sagte er in leichtem Scherzton. „Die tun uns nichts; wenn sie uns bange machen wollen, müssen sie erst besser zielen lernen.“

Während Harry Bradley in die freundlichen blauen Augen seines Kapitäns blickt, strahlt es ihm warm und belebend ins Herz hinein; unwillkürlich reckt er sich straff und stolz in die Höhe, während ihm das Blut heiß in die blaß gewordenen Wangen schießt. Darf er sich vor Gretes Vater schmach zeigen?

Neben ihm hat Leutnant Hemming seinen Platz, der Flügelmann des Zuges ist.

„Nun, Harry, wie ist Ihnen zu Mute?“ fragte der Deutsche und sieht dem Jüngling prüfend ins Antlitz.

„Ganz gut, Leutnant,“ entgegnete Harry Bradley und zeigt ein trotzig blickendes Gesicht.

Der junge Soldat fühlt sich an der Hand ergriffen, und in kurzen, hastigen Druck legen sich des Leutnants Finger um die feingelenkten.

„Bravo!“ raunte ihm Hemming zu. „Bravo Harry! Wenn Ihre Schwester Carrie Sie so sehen könnte!“

Harrys Wangen röteten sich noch dunkler; es ist ihm, als fühle er die Augen seiner mutvollen, energiegelichen Schwester auf sich ruhen. Und er beißt die Zähne zusammen und ein stilles Gelächern wird in seiner Seele laut: „Carrie, Du sollst mit mir zufrieden sein.“

Plötzlich ein rasch näher kommendes Getöse, ein wildes Durcheinanderschreien; ein Kommando ertönt: „Halb rechts!“

Raum haben die deutschen Truppen die Wendung ausgeführt und sind von der Straße abgescbwenkt, als ein regelloser Haufen Unions-Kavalleristen in wilder Hast dahergebraut kommt, verzweifelte Rufe ausstehend, die den unglücklichen Ausgang der Schlacht verkünden. Die deutschen Offiziere knirschen mit den Zähnen und stoßen Verwünschungen aus. Daß gerade sie an diesem Tage verdammt sein müssen, in der Reserve zu stehen.

Es ist ein unhalbfames, feiges, schmachvolles Fliehen; halbzerstossene Kanonen und Prozen rasen daher, Infanteriemassen drängen sich dazwischen, Ambulanzen mit stöhnenden Verwundeten vollgepackt, schwanken heran, und in diesen durcheinander hastenden, sich immer mehr ineinander verwirrenden Menschenmännern schlagen Kartätschen des Feindes ein und reißen häßliche Wunden.

Veräutend, demoralisierend ist dieser Anblick. Der wilde Strom der wie kopflos fliehenden droht die noch geordneten Glieder der deutschen Regimenter mit sich fortzureißen. Schon wendet sich eine Sektion vom De Kalb-Regiment, von panischem Schrecken ergriffen; da sprengt Oberst v. Galts heran und treibt sie mit der flachen Klinge in ihr Glied zurück. Dann reißt er seinen Revolver aus dem Hüftgürtel und droht mit seiner lauten, durchdringenden Kommandostimme: „Den ersten Feigling, der auszureißen Miene macht, schieße ich wie einen tollen Hund über den Haufen!“

Es hatte dieser Drohung nicht einmal bedurft. Die Soldaten selbst empfinden die schmachvolle Lage und fahren zornig auf die wankenden Kameraden los.

Unaufhaltsam stürmt die Flut der Flüchtlinge vorüber, obgleich von einem verfolgenden Feinde gar nichts zu sehen ist. General Wlenker befiehlt endlich vorzurücken und eine Brücke zu besetzen, die über den Fluß Kullum führt. Begierig, den Feind zu sehen und sich mit ihm zu messen, voll Eifer, der Schmach einhalt zu tun; gehen die deutschen Regimenter vor. Und nun wird Halt gemacht und die Gefechtsformation wird hergestellt. Da erscheint eine feindliche Kolonne. Sogleich befiehlt Oberst v. Galts seinen Tralleuren auszufschwärmen. Einige wohlgezielte Salven begründen den anrückenden Feind; der stutzt und ist erschauert, Unionsstruppen vor sich zu sehen, die noch Stand halten und ihm die Stirn zu bieten wagen. Anfeuernde Kommandos ihrer Führer spornen die Südländer zu neuem Angriff an; aber die deutschen Regimenter weichen nicht. Bis zum hereinbrechenden Abend halten sie ihre Stellung. Vor ihnen liegt das Feld voll Toter und Ver-

wundeter; hinter ihnen braut unaufhörlich die Flucht. Artilleristen spannen ihre Pferde von den unbescheidigsten neuen Geschützen ab, die erst die erste Schlacht gesehen haben, und jagen davon, die Kanonen dem Feinde überlassend.

Erst um 9 Uhr abends gibt Wlenker den Befehl zum Abmarsch. Er hat vollbracht, was in dieser Lage nur irgend zu vollbringen war; er hat die deutsche Soldatenehre gerettet, er hat verhindert, daß das Schicksal des Feldzuges schon durch die erste unglückliche Schlacht entschieden ward, er hat den siegenden Feind von der Bundeshauptstadt zurückgehalten. In geordneten Linien ziehen sich die Deutschen zurück als Nachhut, den Rückzug der Unionsarmee deckend und die Flucht zum Stehen bringend. Nur einmal geraten die Reihen ins Wanken; einige Schwabronen feindlicher Kavallerie der so sehr gefürchteten schwarzen Reiter, verwegene Kerle, die mit ihren Pferden verwaschen zu sein scheinen, die wilden Gesichter von der Sonne des Südens tief gebräunt, sprengen mit gellenden Rufen auf die weiche Infanterie ein, die von panischem Schrecken erfaßt wird und sich in Unordnung auflösen will. Aber noch rechtzeitig kommandiert Oberst v. Galts: „Rehrt! Fällt das Gewehr!“

Tausend Bajonette starren der andringenden Kavallerie entgegen, deren Reihen zugleich Salvenfeuer in Verwirrung bringt. Die schwarzen Reiter stutzen und eine Anzahl von ihnen wendet die Pferde. Diesen Moment benützt das De Kalb-Regiment, um den Rückmarsch geordnet fortzusetzen. Nur Kapitän Leiphold bewahrt noch auf einen Befehl des Obersten v. Galts die Front gegen den Feind, um weitere Angriffe abzuhalten. Und richtig, eine Schwadron der südlichen Kavalleristen hat sich rasch gesammelt und sprengt von neuem zum Angriff an.

„Formiert das Karree,“ kommandiert Kapitän Leiphold. Und während die ersten beiden Glieder ihre Bajonette den Feinden entgegenstrecken, labet die hinterste Reihe ihre Gewehre. Indes sind die schwarzen Reiter ganz nahe an das Karree herangekommen. Sie schießen ihre Revolver ab. Harry Bradley, der im hintersten Gliede steht, das noch mit dem Laden beschäftigt ist, hört einen durchdringenden Schrei hinter sich. Für einen kurzen Moment blickt er zurück. Ein heftiger Schmerz durchfährt ihn. Heftig suchte er zusammen und erlebte. Es ist Kapitän Leiphold, der, am Kalte getroffen, umgesunken ist und nun röchelnd am Boden liegt. „Feuer!“ ertönt Leutnant Hennings Stimme.

Gut gezielt haben die deutschen Schützen. Die vorderste Reihe der schwarzen Reiter wälzt sich am Boden, zu Tode getroffen, von den eigenen Pferden erdrückt. Die anderen machen Rehrt und stieben in wilder Flucht auseinander.

Das Karree zieht sich auseinander und in guter Ordnung folgt die Kompagnie dem Regiment. Harry Bradley aber bleibt; er ist in seine Knie gesunken, er beugt sich zu Gretes Vater herab, über dessen bleichem Antlitz bereits die Schatten des Todes zu schweben scheinen. Die Schlagader ist getroffen, Hilfe unmöglich. Jetzt schlägt der Kapitän die Augen auf und sieht das Gesicht des jungen Soldaten über sich gebeugt. Unendliches Leiden drückt sich in den verzerrten Zügen aus. Seine Lippen bewegen sich klüffend; gurgelnde Laute ringen sich aus der wunden Kehle hervor. Harry Bradley liest ihm die Worte von den Lippen.

„Arme Frau! Mein armes Kind!“ hat der Sterbende geröchelt.

Der junge Soldat ist tief erschüttert. Ein heißes Mitleid steigt in ihm auf, und der unwiderstehliche Wunsch, dem feilschig wie körperlich Lebenden den letzten schweren Kampf zu erleichtern, bewegt ihn in tiefster Seele und treibt ihn an, seinen Mund gegen das Ohr des Kapitäns zu legen.

„Hören Sie mich, Kapitän?“ fragt er.

Und nachdem er ein leises Zucken der Augenlider und eine schwache Bewegung des Kopfes wahrgenommen, klüffert er weiter in das Ohr des Sterbenden: „Ich nehme die Sorge für die Ihrigen auf mich. Sterben Sie in Frieden, Kapitän! Ihre Frau und Ihr Kind werden nicht verlassen sein. Ich liebe Ihre Tochter Margaret und ich schwöre Ihnen bei



allem, was mir heilig ist, kehre ich aus diesem Kriege zurück, so mache ich Margaret zu meiner Frau, wenn sie mich mag. Haben Sie mich verstanden, Kapitän?"

Ein glückliches Lächeln breitet einen letzten erklärenden Schimmer über das bleiche Antlitz. Und nun ein tiefes Atemholen, ein krankhaftes Zucken und Strecken . . .

Plötzlich fühlte sich Harry Bradley mit kräftigem Ruck zur Seite gerissen; in demselben Augenblick erkönt ein Schuß.

Harry Bradley blickt erschreckt auf; ein südländischer Reiter hat sich unter seinem Pferde emporgearbeitet und knieend auf ihn angeschlagen. Die Kugel pfeift nicht an seinem Ohr vorüber.

Neben ihm steht jemand, der zum wuchtigen Schläge ausholt und dem schwarzen Reiter mit wohlgezieltem Säbelhieb den Schädel spaltet.

"Vorwärts, Harry," tönt es in das Ohr des Aufspringenden, zugleich fühlt er sich am Arm gepackt. Es ist Leutnant Henning, der sich nach ihm umgesehen hat und der noch rechtzeitig gekommen ist, um ihn vor dem Schicksal Kapitän Leipholds zu bewahren. Zu wenigen Minuten ist die Kompanie erreicht.

Der Rückzug dauert die ganze Nacht hindurch; der Feind hat die Verfolgung aufgegeben, und in guter Ordnung langt die deutsche Division am Morgen des 28. in Washington an.

* * *

Nach kurzer Ruhe entledigte sich Harry Bradley der schweren Aufgabe, die ahnungslose Witwe und deren Tochter von dem Tode Kapitän Leipholds in Kenntnis zu setzen; nur zu ein paar wenigen Zeilen fand der junge Soldat Kraft und Muße. Dann riefen die Signalführer die Truppen zum Sammeln. Die deutsche Division marschierte wieder nach Hunter Chapel ab, um ins Bivak zu gehen. Am nächsten Morgen wurde die Kompanie zum Appell gerufen und mit Schaulust versehen; jetzt hieß es, den gefallenen Kameraden die letzte Ehre zu erweisen und sie in großen Massengräbern zu betten.

Als die Soldaten ein paar Stunden später ermüdet, ernst und düster von ihrem traurigen Geschäft zurückkamen, fiel ihnen am Eingang des Ortes ein elegantes Zelt auf, das während ihrer Abwesenheit aufgeschlagen worden war. An dem Zelt war eine Firma angebracht: "Drs. Brown Alexander, Regierungs-Einbalfamierer." Und darunter verkündeten kurze Inschriften, daß die Doktoren jenen Kriegern, die ihre gefallenen Kameraden gern in die Heimat gesandt hätten, ihre Dienste anboten. Die Herren machten sich ansehnlich, die ihnen anvertrauten Toten dergestalt einzubalsamieren, daß sie wohlgerhalten auch den längsten Transport überstünden. Für ihre Mühezahlung berechneten die spekulativen Herren nur zwanzig Dollars für jeden Gemeinen und fünfzig Dollars für einen Offizier.

Diamantschleiferei in Amsterdam.

Wie seit langem schon in Amsterdam betriebene Diamantschleiferei ist heute eine der wichtigsten Industrien der Stadt. Tausende von Diamanten werden jährlich von Südafrika dorthin und geschliffen und poliert zu werden. Im 18. Jahrhundert wurde die Diamantschleiferei als Industrie in Amsterdam begründet, und seitdem ist sie ständig, wenn auch mit wechselndem Erfolg dort betrieben worden. Jetzt sind in Amsterdam 60 Firmen als Diamantschleifereien und Polierwerkstätten eingetragen. Die Fabriken liegen in verschiedenen Stadtteilen, einige in engen, belebten malerischen Hinterstraßen, andere an den Ufern eines breiten, schönen Kanals. Einige große Firmen führen in ihren Fabriken alle drei Verfahren durch, denen ein ungeschliffener Diamant unterworfen ist, ehe er zum Juwelier kommt; andere beschäftigen sich nur mit der zarten und schwierigen Arbeit des Diamantpolierens. Ein Diamant muß gespalten, geschliffen und poliert werden; das letzte Verfahren dauert am längsten und ist am schwierigsten, da es unter der Leitung der

geschicktesten Arbeiter ganz von Maschinen gemacht wird. In einer großen Amsterdamer Fabrik, die B. G. How in „The Worlds Wort“ schildert, sind 300 bis 350 Männer und etwa 20 Frauen beschäftigt. Letztere haben einen besonderen Arbeitsraum und sind mit dem Schleifen der Diamanten beschäftigt. In einem Jahr werden in dieser Fabrik allein 400 000 Diamanten geschliffen und poliert; davon kommen 90 pCt. aus Südafrika, hauptsächlich von der De Beers-Mine in Kimberley. Das Diamantenpulver ist schnell gemacht; deshalb sind nur zwölf Leute damit beschäftigt, die aber sehr geschickt sein müssen. Es ist Handarbeit ohne Hilfe einer Maschine; sie besteht darin, daß der rohe ungeschliffene Diamant, der Fehler oder Sprünge hat, in mehrere fehlerlose Steine gespalten wird. Beim Spalten wird vermittels eines anderen, als Messer gebrauchten Diamanten ein großer Druck auf die schwachen Stellen ausgeübt, nachdem beide Diamanten in birnförmigen Rahmen befestigt worden sind. Diese hält der Arbeiter fest in der Hand und verfährt dann nach dem Sprichwort, daß „nur ein Diamant einen Diamanten schneiden kann“. Das Schleifen wird auch mit der Hand gemacht, und zwar von Frauen. Nur bei sehr großen Steinen bedient man sich dazu einer Maschine, und diese Arbeit wird dann einem Mann anvertraut, der allein in einer besonderen Werkstätte thront. Die geschicktesten Amsterdamerinnen schleifen jährlich Tausende von Diamanten. Sie sitzen an mehreren kleinen Tischen und runden die Steine, d. h. sie schleifen jede harte Ecke ab und bereiten die Steine zum Polieren vor. Das Schleifen der Steine wird auch wie das Spalten mit einem anderen Diamanten gemacht, der in der geschickten Hand der Frauen zu einem scharfen, kräftigen Messer wird. Der Diamant, der geschliffen werden soll, wird in der linken Hand gehalten, nachdem er auch fest in einen Holzrahmen gespannt worden ist. Einige Diamanten sind so klein, daß sie sehr sorgfältig gehandhabt werden müssen, damit keiner verloren geht, und da jedes Mädchen für die ihr gegebenen Diamanten verantwortlich ist, fehlt es nicht an der erforderlichen Sorgfalt. Bei einer täglichen Arbeitszeit von 8 Stunden verdienen die Frauen 8 bis 20 Gulden (14 bis 35 Mk.) wöchentlich. Wenn die Diamanten durch scharfen Druck auf jede Stelle der Oberfläche genügend gerundet sind, so werden sie poliert. In der Fabrik sind in zehn großen Räumen 300 Mann mit dieser Arbeit beschäftigt. Bei dem Polieren bekommen die Diamanten die genügende Anzahl „Seiten“, wie der technische Ausdruck heißt. Die Diamanten werden in zwei Klassen geteilt, Brillanten oder Rosen; die Zugehörigkeit zu einer der beiden Klassen hängt von der Anzahl der Seiten ab. Ein Brillant hat 58 Seiten, eine Rose 24. Diese Seiten werden durch Dreharbeiten erzeugt. Nachdem jeder Stein in einen kleinen Zinkrahmen verlötet ist, werden die Drehscheiben in Berührung mit dem rohen, abgerundeten Diamant gebracht. Die Rahmen werden in einen größeren gebracht, der gleichzeitig vier hält und die Diamanten, ehe sie an dieäder gebracht werden, in ein Gemisch aus Del und Diamantstaub getaucht. Einigeäder drehen sich bis zweitausendmal in der Minute und bei jeder Drehung wird ein Teil des Diamants sehr stark poliert. Dann wird der Diamant herausgenommen und wieder verlötet, damit eine andere Seite gleichfalls poliert wird. Bei jedem Brillanten muß das Herausnehmen und Polieren wenigstens zwanzigmal vorgenommen werden, bei jeder Rose sechsmal. Der Brillant bekommt auch zwei zugehörige Enden, die Rosendiamanten ein spitzes und ein flaches. Erst nach dieser Arbeit sind die Steine gebrauchsfertig für den Juwelier.

Das schwarze Buch.

Humoreske von Hans Wolt.

Ich schlendere durch die Straßen Berlins, mit Kenneraue die Fensterreihen und die Hauseingänge musternd. Da . . . „Hier ist ein möbliertes Zimmer zu vermieten.“ Ich steige hinauf, zwei, drei, vier Treppen. Ich

klinge. Eine sanftere, nicht sehr alte Frau öffnet und führt mich in das Zimmer. Es gefällt mir; ich will mieten. Da verschwindet die gute Frau einige Augenblicke im Nebenzimmer, kehrt dann zurück und sagt:

„Bedaure, mein Herr, das Zimmer ist bereits vermietet!“

„Nanu?“

„Ja.“

„Und das wissen Sie jetzt erst?“

„Ich hatte es ganz vergessen.“

„So. Na, dann bitte um Entschuldigung. Es war mir schon lieber gewesen, Sie hätten's mir gleich gesagt.“

„Sehr wohl, mein Herr, vielleicht ein ander Mal!“
„Mir klingt das fast wie Spott und in ihren vorhin so freundlichen Augen blitzt es auf von verhaltenem Haß.“

„Oho!“ denke ich und empfehle mich. Mir will das sonderbar vorkommen. Aber es muß ja nicht sein; es gibt ja gutmütige Frauen genug in Berlin, die einem Junggefallen wie mir gerne ein Stübchen einräumen. Da winkt schon der nächste Zettel. Seelenvergnügt steig ich hinauf und werde mit so großer Lebenswürdigkeit empfangen, daß ich schon anfangs, ganz vergnügt zu werden. Wir sind einzig, ich schweige in dem Gedanken, eine nette, zuvorkommende, gefällige Wirtin gefunden zu haben, da verschwindet sie im Nebenzimmer und kehrt mit der Schreckensbotschaft zurück:

„Bedaure, mein Herr, das Zimmer ist bereits vermietet.“

„Ich stürze aus allen Himmeln.“

„Aber gute Frau, ich finde . . .“

„Tun Sie mir den Gefallen und finden Sie hier Nichts. Hier ist Nichts zu finden. Das Zimmer ist nicht mehr zu haben und damit basta.“

Wie versteinert sehe ich da, nach Worten ringend. Was konnte diese gute, sanfte Frau so zur Hyäne verwandelt haben? Ich stehe und denke nach.

„Empfehle mich, mein Herr.“ sagt die Frau mit giftigem Ton zu mir, damit zart andeutend, daß ich desgleichen tun möchte.

Gebrochen wand ich die Treppe hinab.

Was haben die Menschen nur? Aber na, ich bin ja nicht gerade auf die angewiesen. Dort drüben z. B. . . sechs Karten an einem Hause — da wird die Konkurrenz scharf sein, das macht die Leute vorsichtig. Mit dunklen Ahnungen steige ich die Treppe empor, niedergeschmettert stolpre ich wieder hinab — das selbe Spiel! Noch eine Wohnung — wieder das selbe! Himmel, was ist geschehen!

Ich stürze nach dem nächsten Konfektionsgeschäft. Vor den Scheiben des Schaufensters subiere ich prüfend meinen äußeren Menschen. Sehe ich etwa aus wie ein Mörder? Oder bin ich so heruntergekommen? Nein, nichts, gar nichts, nicht ein Fehler ist zu entdecken. Himmelmordelement, was haben die Weiber? Schmeckt das nicht stark nach Boykott, nach Verschwörung? Soll ich etwa noch dieser Dummheiten wegen ins Asyl für Obdachlose?

Mit sinkender Hoffnung mach' ich einen letzten Versuch. Ich sehe die Stube, sie gefällt mir; ich frage nach dem Preis, er ist mäßig; ich erkläre meine Bereitwilligkeit und erwarte mit geheimem Zittern, daß nun der verhängnisvolle Gang nach dem Nebenzimmer kommen wird. Nichts geschieht. Ich stehe und warte, ich kann's noch nicht fassen. Die Wirtin wird sichtlich unruhig. Da nehme ich meine ganze Selbstbeherrschung zusammen und zähle die Miets für den laufenden Monat auf den Tisch. Zumer noch hege ich die geheime Furcht, sie könnte es zurückziehen; aber sie streicht es mit freudlichem Lächeln ein. Noch nie in meinem Leben habe ich mein Geld mit so glückseliger Freude in den Taschen anderer verschwinden sehen.

„Mein Mädchen wird jogleich alles ordnen. Befehlen Sie über Augusten,“ sagte sie.

Jetzt erst ist mein Bann gebrochen; ich atme auf. Das muß ziemlich auffällig gesehen sein, denn meine neue Wirtin guckt mich schadenfroh an und bemerkt:

„Sie hatten wohl schon viel Unannehmlichkeiten?“

„Sie wissen, verehrte Frau?“ fragte ich überrascht.



„Aber bei mir dürfen Sie ohne Sorge sein,“ fährt die Frau mit vielfachendem Lächeln fort. „Meine Tochter ist seit gestern verlobt und ich habe blos die eine . . .“

Sprachlos starre ich die Dame ob ihrer seltsamen Rede an.

„Ach . . . Sie wissen noch nicht . . .?“

„Nichts, gar nichts weiß ich.“

„Das schwarze Buch . . .?“

Ich schüttelte lebhaft den Kopf.

„Das wissen Sie noch nicht?“ lachte sie. „Gut; aber Sie haben es an sich selber erfahren, daß die Zimmervermieterinnen nach berühmtem Muster ein schwarzes Buch angelegt haben, in welches alle Zimmerherren eingetragen werden, welche, obwohl Junggefallen, nicht bei den ledigen Töchtern anbeißen wollen. Sie werden das begreiflich finden, daß viele nicht blos ihre Zimmer, sondern auch ihre Töchter los werden wollen. Was mich anbetrifft, so sagte ich Ihnen schon, daß meine Tochter seit gestern Braut ist und da frag' ich nichts mehr nach dem schwarzen Buch.“

Dankbar drückte ich der Frau die Hände, sowohl der Aufklärung wegen, die sie mir gegeben, als auch ihrer nicht hoch genug zu schätzenden Eigenschaft wegen, Mutter einer verlobten Tochter zu sein. Gott sei Dank, ich habe nun wenigstens ein Obdach. Gerührt über so viel Glück, streife ich durch die Straßen, um einen Dienstmann aufzutreiben, der meine Sachen von der Bahn holt. Da steht so ein Notzemüßter.

„Geda, Dienstmann!“

Er grüßt.

Ich gebe ihm den Auftrag.

„Zu Befehl, mein Herr!“ und er nimmt ein dickes Notizbuch vor, um sich die Wohnung aufzuschreiben. Nachdem er ziemlich lange darin geblättert, steckt er es bedächtig wieder in die Tasche und sagt dann mit großer Gemütsruhe.

„Aber det muß doch nich gleich sinn?“

„Na, wann denn?“

„Jetzt kommt gleich eener, der alle Tage einen Auftrag for mir hat, und der jibt immer Pünke . . .“ und damit macht er mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand eine sehr verständnisvolle Bewegung.

„Denken Sie denn, Sie kriegen von mir kein Geld?“

„Det woll,“ sagt der Unverschämte achselzuckend, aber nicht, um noch eenen zu seihen!“

Ich verseehe den Kerl sehr gut.

„Na, denn nicht,“ brach ich die Unterhaltung sehr kurz ab, „es gibt viele Dienstmänner in Berlin.“

„Stimmt, Schluß,“ hohnlächelt das Subjekt, „aber vor Ihnen nich; Sie jehen keen Trintjfeld; Sie seihen ja in't schwarze Buch!“

„Barmberziger Simmel,“ stöhne ich auf. „Das schwarze Buch . . . auch hier?“

„Zawoll doch. Det is trabe wat Scheenet.“

Das Geheimnis will ich ergründen, um jeden Preis. Ich drücke darum dem Braven einen „Fünzigpünder in die Hand und bitte um Aufklärung. Sein Gesicht strahlt.

„Det muß ich notieren,“ meint er und fügt hinzu: „Die schwarze Buch is woll nich mer ganz zuverlässig; eene nete Ufflage tut not! Seh'n Se, Herr Baron, det Buch is so ingericht, wie de Bücher, woraus die Botanikers det Kraut bestimmen dhun. Nach Farbe der Haare, der Dgen, nach Nase, Alter, Gang usw. sind hier die Menschen injeteect. Sehen Se, da stehen Sie, det is wie eent Steckbrief: Haare nicht vorhanden, Nase grade, Dogen braun, Bart goldblond, trägt een joldnen Kneifer und so jehet det weiter. Da steht ooch: Am 27. Mai 94 an Fräulein Miese, Bülowstraße, een Bukett durch Nr. 733 — keen Trintjfeld, und hier . . .“

„Um Gotteswillen, hören Sie auf! Alle meine Sünden stehen ja da verzeichnet!“

„Nich wahr? Fein!“ sagte der Dienstmann mit stolzem Lächeln. „Aber wenn Sie wollen, Herr Baron, denn jeh ich nu. Der Andre kommt ja noch lange nich!“

Ich fange an zu lachen und lass' ihn laufen. Was man doch nicht alles erfahren muß! Wie Berlin sich verändert hat!

Es ist indessen schon dunkel geworden. Wenn ich noch ins Lessingtheater zur Premiere will, ist es die höchste Zeit. Ich eile nach Hause, mache mich fertig — es ist schon sieben Uhr. Schnell eine Droschke!

„Kutischer, Schnell! Lessingtheater!“

„Aber meine Biese muß erit noch vespenn.“

„Ich habe Gile, Kutischer.“

„Dafür kann ich doch nich! Sind Se man froh, daß ich Se überhaupt noch fahre! Wer in't schwarze Buch steht, der soll man ja nich so dicke dhun!“

„Kutischer, was fällt Ihnen ein?“

„Mir fällt jrundfänglich nicht ein, höchstens mal de Droschke. Sind Se denn nich —“ dabei deutet er auf eine Rubrik seines Taschenbuchs, „am 11. März 92 mit Droschke Nr. 7844 nach Charlottenburg gefahren? Und keen Trintjfeld! Bei die Kälte

Empört eil' ich aus den Hallen der dramatischen Muse. Wie, hat denn das schwarze Buch schon die Herrschaft über die Welt an sich gerissen? Aber gleichviel, das soll mich in meiner guten Laune nicht stören. Bei der nächsten Premiere farb' ich mir zuvor den Bart; was bleibt mir anders übrig?

Ich schlenbere wieder über den Königsplatz durch den Tiergarten nach den Linden zurück und laß mich in einem Restaurant nieder. Nach dem vielen Merges des Tages soll mir ein kleines Souper und das Bier gut schmecken. Aber ich sitze und warte. Wie die Ameisen rennen die Kellner durcheinander; die langen Frackhöfche fliegen hinter ihnen her, daß sie schier aussehen wie Mattenschwänze. Aber zu mir kommt keiner. Ich werde ungeduldig und klopfte. Es hilft nichts. Ganz hinten am Buffet lehnt ein baumlanger Kerl und grüñt boshaft zu mir herüber. Ich werde lauter, so daß die Gäste sich nach mir umwenden. Der Oberkellner tritt zu mir und bittet, keinen Skandal zu machen.

„Aber ein Kellner —“

„Das machen Sie mit den Kellnern ab. Man sagt mir, Sie ständen im schwarzen Buch. Sie sind sehr sparsam mit dem Trintjfeld.“

„Zum Donnerwetter —“

„Bitte, keinen Skandal!“

„Aber da soll doch gleich . . .“

Ein paar Menschen springen auf mich und führen mich hinaus. Aus dem Dunkel taucht ein Schutzmann auf, der sein Notizbuch aus der Tasche zieht.

„Haha, jetzt kommt noch die heilige Hermandad mit ihrem schwarzen Buch!“ lachte ich auf.

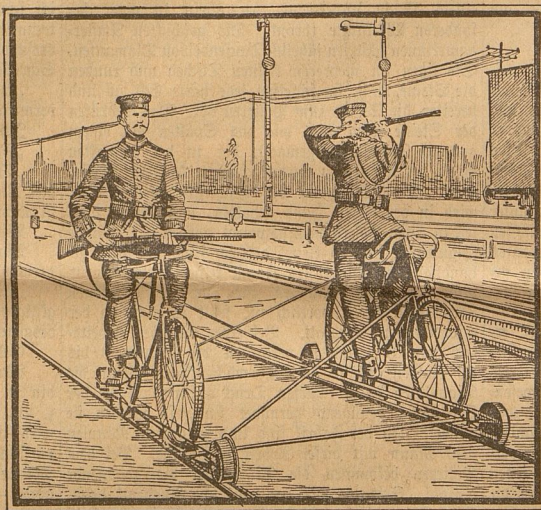
Erzürnt packt mich der Arm der Gerechtigkeit am Koffragen — ich fahre empor . . .

Gott sei Dank, ich habe mir geträumt! Aber das kommt davon! Vor mir liegen die Zeitungen. In fetter Schrift prangt „das schwarze Buch der Hauswirte.“ Und da soll man nicht solch' verwirrtes Zeug träumen?

Die Brieftaube.

Schon auf den ersten Blättern der Bibel finden wir die Taube erwähnt. Sie war es, welche Noah ausfliegen ließ, und die ihm durch ein überbrachtes Delblatt anzeigte, daß das Wasser auf Erden gefallen sei. Und dies ist nun schon Jahrtausende her. So finden wir sie auch bei den alten Griechen Jahrhunderte v. Chr. Bei den unseren kernen bekanten olympischen Spielen nahmen sie die Freunde und Verwandten der Kämpfer mit in den Zirkus, und diejenige Partei, welche den Sieg davontrug, ließ nun sogleich Tauben ausfliegen, um den in der Heimat wartenden Verwandten und Bekannten die Siegesnachricht zu überbringen. Zwar kannte man damals das Briefschreiben noch nicht, sondern die Taube trug irgend ein Zeichen an den Füßen oder Flügeln, ein Kurzpurläppchen oder dergleichen. Auch bei den Römern finden wir die Taube im Botendienst. Bei diesem kriegerischen Volke wurde sie von den Feldhern dazu benutzt, aus belagerten Städten Hilfe herbeizurufen oder um einander über die Bewegungen des Feindes zu unterrichten. Sie trug auch damals immer nur Zeichen, so z. B. einen Faden, dessen Knoten die Tage bedeuteten, nach deren Verlauf man einen Angriff oder Ausfall machen wollte.

Eigentliche Taubenposten wurden zuerst in Persien eingerichtet. Zwar hatte man hier schon zur Zeit des großen Cyrus — 550 v. Chr. — vollständige und regelmäßige Pferdeposten, allein für manche Nachrichten waren diese doch eine zu langsame Beförderung, welche sich auch mit der Zeit immer mehr verschlechterte. Deshalb errichteten die für das Wohl ihres Landes sehr besorgten Nachfolger des mächtigen Propheten Mohammed, welche sich befanntlich Kalifen nannten und damals in Persiens Hauptstadt Bagdad



Militär-Fahrrad auf dem Bahngelise. (Text Seite 334).

und det Regenwetter! Und wieder am 16. April nach det Kriminalgericht . . .“

„Hören Sie auf! Hören Sie auf! Sie sollen mal meine Biographie schreiben; aber fahren Sie jekt. Sie sollen auch ein Trintjeld haben.“

„Wozu doch det schwarze Buch jut is,“ monologisiert der Koffelentker. „Liese, haste jeheert? Nu aber — hü!“

In kurzer Zeit bin ich im Lessingtheater. An der Kasse ist ein starkes Gedränge.

„Bitte, ein Parkettplatz!“

„Einen Augenblick,“ sagt der Billetmensch und blättert in einem Buche, das neben ihm liegt, nachdem er mich von oben bis unten beäugelt hat.

„Kostet neun Mark,“ erklärt die gute Seele schließlich.

„Waa . . .“ mir bleibt das Wort in der Kehle stecken.

„Neun Mark,“ wiederholt er mit größter Kaltblütigkeit.

„Aber es kostet doch jont . . .“

„Berehrtester, auch noch; aber Sie seihen in meiner schwarzen Liste. Sie sind dafür bekant, daß Sie bei unsern Premieren keine Hand rühren. Kommen Sie denn in's Theater, um gar nichts zu tun?“

„So verjicht' ich auf Ihr Billet,“ schrei ich den Kerl wütend an.

„Desto besser, erwidert er ganz unverfroren.

„Es gibt Leute genug, die gerne klatschen, wenn sie nur Gelegenheit dazu haben!“

ihren Sitz hatten, im 12. Jahrhundert n. Chr. die ersten regelmäßigen Taubeposten, um durch dieselben in der schnellsten Weise Nachrichten aus allen Teilen ihres so großen Reiches beziehen zu können. Und was diese Fürsten angingen, das fand bald in anderen Reichen des Morgenlandes, z. B. in Ägypten, ebenfalls Eingang, so daß in der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts die Benutzung der Taubeposten ihren Höhepunkt erreichte und für eine gute Brieftaube mehr als 6000 Mark nach unserem heutigen Gelde bezahlte.

Obgleich aber Bagdad und somit die Herrschaft der Kalifen durch die ungestillten Mongolen zerstört wurde, verschwand doch die Taubepost nicht ganz; besonders hielt sie sich in Ägypten. Hier errichtete man im 15. Jahrhundert sogar einige Häuser und Türme für die Zucht und Pflege der Brieftauben. Und wie Reisende noch in neuerer Zeit dafelbst Taubeposten im Gange fanden, so waren dieselben auch noch in Bagdad vorhanden, ja, zwischen den persischen Städten Teheran und Tauris oder Tabris sind noch jetzt solche in regelmäßigen Gebrauch.

Zur Zeit der Kreuzzüge mußte die Brieftaube ebenfalls Dienste leisten, und damals wurde sie den Abendländern zuerst bekannt. Ein solches Taubchönchen fiel zwischen dem zur Belagerung von Jerusalem ausziehenden Heere nieder, und unter seinen Flügeln fand man einen Brief mit wichtigen Kriegsnachrichten. Diese Begebenheit hat der Dichter Torquato Tasso in seinem Gesange verherrlicht.

Die Prophylaxe der organischen Herzfehler.

Von Dr. R. Arendt.

Angesichts der großen Bedeutung, welche ein Herzfehler auf den gesamten Gesundheitszustand, die Lebensdauer und die Leistungsfähigkeit eines Menschen hat, und angesichts des Umstandes, daß wir bei einem ausgebildeten organischen Herzfehler von einer Heilung im strengen Sinne des Wortes nicht reden können, ist es von Wichtigkeit, alle die schädlichen Einflüsse zu vermeiden, welche überhaupt zur Entstehung eines Herzfehlers führen können. Die grob-materiellen Ursachen, wie übermäßige Arbeit, andauernde Ueberbelastung des Herzens durch zu große Flüssigkeitszufuhr, besonders alkoholisches Getränk, treten in den Hintergrund gegenüber der häufigsten Entstehungsursache, der Entzündung der inneren Herzhaut im Verlauf einer infektiösen Invasions des Körpers. Hauptsächlich siedeln sich dabei die Entzündungserreger an den Herzklappen an, wodurch diese in ihrer Form und Funktion verändert werden; es entstehen Unregelmäßigkeiten im Beschluß der Klappen, dadurch weiterhin Stauungen in bestimmten Gebieten des Herzens und Kreislaufs; um diese Störungen auszugleichen, muß sich das Herz erweitern und vergrößern; es entsteht so eine Kette von schweren Funktionsanomalien im Körper, von denen jede einzelne sich mit physiologischer Notwendigkeit aus der andern ergibt, und die in ihrer Gesamtheit das Bild des mehr oder weniger bedrohlichen Herzfehlers ergeben.

Gelegenheit zur Entzündung der inneren Herzhaut ist eigentlich bei allen, auch den leichteren Infektionskrankheiten gegeben, und erfordert dieser Umstand eine genaue Beobachtung des Herzens, während und auch längere Zeit nach einer solchen Krankheit; aus demselben Grunde sollte man die Behandlung einer Infektionskrankheit niemals leicht nehmen, sondern sie von Anfang an nach dem Prinzip behandeln, daß die giftigen Stoffe möglichst bald und gründlich aus dem Blute ausgeschieden werden; die populäre Bestürzung von dem „Zurückschlagen der Krankheit nach innen“, „von dem nicht ordentlich Herauskommenwollen“, hat in praktischer Hinsicht trotz der naiven Vorstellungweise sehr viel Berechtigung.

Es gibt nun einige Infektionskrankheiten, die ganz besonders zur Entstehung von organischen Herzfehlern Veranlassung geben. In erster Linie ist hier zu nennen der akute Gelenkrheumatismus; erheißt

seine Behandlung schon große Sorgfalt, so darf diese Sorgfalt auch nach dem Aufhören der eigentlichen akuten Krankheit nicht aufhören, sondern muß sich darauf richten, Rückfälle, die beim Gelenkrheumatismus häufig sind, zu verhüten durch ein gesundheitsgemäßes Verhalten des Patienten, gesundes Wohnen, Vermeidung von Arbeit in feuchter Umgebung und von Durchnässungen. Daneben muß durch eine vernünftige Abhärtung die leichte Empfänglichkeit für Erkältungen allmählich beseitigt werden. In letzterer Beziehung wird von Rheumatismuskranken am meisten gefehlt; sie verweichlichen sich zu sehr und sind daher bei zufälligen Erkältungen um so mehr gefährdet.

Besonders soll man bei Kindern, zumal bei Mädchen, den Zustand des Herzens nicht vernachlässigen, Mandelentzündungen, Keitstanz, Influenza, Muskelfraktur, denn, wie schon erwähnt, die anderen akuten Infektionskrankheiten legen oft unbemerkt den Grund zu späteren schweren Herzfehlern. Durch die genannten Krankheiten gelangen Entzündungserreger ins Blut und siedeln sich an den Herzklappen an; nur die schwere akute Herzentzündung macht heftige und bedrohliche Erscheinungen; meist aber verlaufen diese durch Infektionskrankheiten entstandenen Herzentzündungen schleichend und unbemerkt, und der Herzfehler wird erst später in voller Ausbildung erkannt, wenn er deutlichere Symptome macht, und es sich nicht mehr um Heilung, sondern höchstens um möglichst lange Erhaltung eines erträglichen Zustandes handeln kann. Sorgfame Aufmerksamkeit ist besonders in Familien geboten, in denen Herzfehler erblich sind.

Ist ein Herzfehler als ein organischer erkannt, d. h. eine rein nervöse Ursache auszuschließen, so besteht die Hauptaufgabe, einer Verschlimmerung vorzubeugen und das Herz durch sachgemäßes Verhalten kräftig zu erhalten. Dahin gehört vor allem die wichtige Wahl des Berufes, beziehungsweise die Aenderung desselben, und ferner die Verhütung und rationale Behandlung aller Krankheiten, die größere Anforderungen an die Herzkraft stellen.

Der Betroffene selbst braucht nicht immer durch subjektive Symptome von einem bei ihm vorhandenen chronischen Herzfehler Kenntnis zu haben; im Gegenteil, es verlaufen mitunter organische Herzfehler bei einigermaßen richtigem Verhalten mit verhältnismäßig wenig lästigen Erscheinungen, während andererseits oft rein nervöse Herzaffektionen durch heftigste Empfindungen dem Patienten das Dasein verbittern. Man sieht wissenschaftlich heutzutage das Bestehen eines Herzfehlers an sich, bei nicht zu schädlichen äußeren Verhältnissen, nicht mehr als etwas absolut Ungünstiges an wie früher, nachdem man den Wert der kompensatorischen Einwirkungen durch rationelle Uebung, Gymnastik, Bäderbehandlung usw. immer mehr erkannt hat; dagegen ist ein Herzfehler für Leute, die sorglos in den Tag hineinleben, eine beständige Gefahr, da bei mangelnder Schonung die Herzkraft schließlich erlahmt, und eine Kompensation der abnormen Zirkulationsverhältnisse sich auf die Dauer nicht mehr aufrecht erhalten läßt.

Die Macht des Gesanges.

In alten Zeiten hat es sich einmal zugegetragen, daß ein Sängler übers Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin schienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierrückheit seiner Schätze reizten aber bald ihre Gahlnacht so sehr, daß sie untereinander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher seine Habe untereinander zu verteilen. Wie sie also mitten im Meer waren, fielen sie über ihn her, und sagten ihm, daß er sterben müsse, weil sie beschloßen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er hat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an, und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn sie ihren Voratz ausführen würden. Aber

weber das eine, noch das andere konnte sie bewegen, denn sie fürchteten sich, daß er ihre bössliche Tat einmal verraten möchte. Da er sie nun einmal so fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daß er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wolle er mit seinem schlichten, hölzernen Instrumente vor ihren Augen freiwillig ins Meer springen. Sie wußten recht wohl, daß, wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht, und sie von Neue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gefanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daß sie nichts davon vernähmen, und so bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geschah. Der Sängler stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Scharen von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein mit festverstopften Ohren, und warteten voll Ungebuld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sängler mit heiterer Stirn in den dunkeln Abgrund hin, sein wundertäugliches Werkzeug in Arm. Er hatte kaum die glänzenden Bogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Untiers unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erkaunten Sängler davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt hatte, und setzte ihn sanft in Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied, und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meeres allein und klagte in süßen Tönen über seine verlorenen Kleinode, die ihm als Erinnerungen glücklicher Stunden und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit so wert gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere fröhlich dahergeraucht und ließ aus seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten nach des Sängers Sprünge sich gleich in seine Hinterlassenschaft zu teilen angefangen. Bei dieser Teilung war Streit unter ihnen entstanden, und hatte in einen mörderischen Kampf geendigt, der den meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand geraten, wo es scheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer Not das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerrissenen Kleidern ans Land, und so kehrten durch die Hilfe des dankbaren Meertieres, das die Schätze im Meer aufsuchte, dieselben in die Hände ihres Besitzers zurück.

Wandern.

Ich wandre durch die weite Welt,
Halt nirgends lange Raft.
Von einem bis zum andern Welt,
Bin überall zu Gast.

Durch weite Länder, grüne Au'n,
Bringt mich mein flücht'ger Fuß;
Die ganze Erde will ich schau'n,
Das ist so mein Gemuß.

Von eisbedeckter Bergeshöh,
Vom stillen Quellenrand
Dem Bach, dem Flusse nach zur See
Und so von Land zu Land!

Und hab ich mal genug alkhir
Von dieser Welt gesehn,
Dann will — zufriednen wohl mit mir —
In jene Welt ich gehen.

f. A. Schmid, Kopenhagen.

28 28

Buchführung Prüfung
 gratis Prüfung
 O. HAERTEL GÖRLITZ.

Echt Harzer Handkäse,
 Kiste ca. 100 Stück Mark 3,50 franco.
 Emil Wedde, Wernigerode im Harz.

Elektr. Klingeln,
 Moment-Beleuchtung,
 Telephone und Motore
 Georg Schöbel
 Leipzig
 Reichsstrasse 26.

Illustrierte
 Preisliste
 gratis.

Fortuna Spieldosen
 Jul. Heinr. Zimmermann

Reizende Musik. Solide Konstruktion.
Fortuna-Spieldosen u. Musikschrank.
 Spieldosen à 10, 15, 25, 32, 50, 80-200 Mk.
 Musikschranke von 150-750 Mk.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
 Geschäftshäuser: St. Petersburg, Moskau, London.
 Illustr. Preislist. üb. alle Musikinstrumente
 und Notenverzeichnisse gratis.

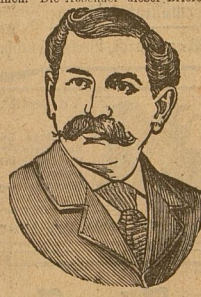
Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

Uhren- und Glashütter
Uhrenfabrikalager
G. Jäger - Konstanz 24.
 Uhren-Versandhaus
 14 Tage zur Probe
 versende ich gegen Nachnahme meine
 Silber-Remontoir, Reichsstempel 800/1000, mit
 feinem Goldrand zu 9 Mk.
 Nickel-Remontoir (Ankerwerke) zu 4
 Weckeruhren zu 2
 Nur Prima-Werke mit 2jähriger schriftl. Garantie.
 Kataloge mit über 700 Abbild. franko und gratis.

Bildschön
 ist ein zartes reines Gesicht mit rosigem,
 jugendfrischen Aussehen, weisser, sammelweicher Haut und
 blendend schönem Teint. Alles dies erzeugt. Radebeuler
 * **Steckenpferd - Eilenmilch - Seife** *
 von Bergmann & Co. Radebeul - Dresden
 allein echt mit Schutzmarke: Steckenpferd.
 à St. 50 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Ich war kahl.

Ich bin ein Mann von Wort. Ich behaupte, dass ich ein
 wirklich echtes Haarwuchsmittel verkaufe. Ich habe Tausende andere über-
 zeugt und bleibe bestrebt, auch Sie zufrieden zu stellen, wenn Sie mir die
 Gelegenheit dazu geben wollen.
 „Das Präparat bewirkt einen Neuwuchs des Haares,
 auch wenn die vollständige Kahlköpfigkeit bereits ein-
 getreten ist.“ Es ist dies eine kühne Behauptung. Ich mache sie aber
 nicht auf eigene Verantwortlichkeit, sondern stelle es Ihrer Aufmerksamkeit
 anheim, als einen der Fälle in einigen meiner Zeugnisse die mir aus
 freien Stücken zugesandt sind, zu erkennen. Die Absender dieser Briefe
 sind mir nur durch Korrespondenz be-
 kannt, und zwar infolge meiner Annoncen
 oder durch die Empfehlung ihrer Freunde.
 Viele von den Anerkennungs-
 schreiben, die ich in grosser Anzahl
 erhalte, sind von Personen, welche
 nach Gebrauch der verschiedenen überall
 amonierten Haarwuchsmittel ohne sicht-
 baren Erfolg sich meines Präparats mit
 der grössten Genugthuung bedienten,
 indem sich ein unverkennbar Haarwuchs
 schon nach einigen Einreibungen zeigte.
 Um das Wachsen des Haares zu er-
 zwingen, wenn es keine Neigung zum Wachsen
 zeigt (wie z. B. beim Schurrbart) oder
 auch um das Ausfallen des Haares zu
 hemmen, ist mein Präparat geradezu
 grossartig in der Wirkung.
 Ich verlange nicht von Ihnen,
 dass Sie Geld dafür ausgeben, um fest-
 zustellen, ob meine Pomade auch bei
 Ihnen einen Neuwuchs des Haares be-
 wirkt, oder das Ausfallen des Haares
 verhindert, Ich bitte Ihnen aber die Ge-
 legenheit, dass Sie sich ohne Kosten davon
 überzeugen. Sie brauchen sich nur eine Versuchs-
 Dose meines berühmten Präparats
 abholen oder zuschicken zu lassen. Wenn
 sich nach einem Versuch meine
 Pomade als leistungsfähig erweist, können
 Sie mit gutem Gewissen ein
 grösseres Quantum kaufen.



Probe-Dose gratis.

Wenn Sie sich nach meinem Kontor bemühen, erhalten
 Sie ohne die geringste Ausgabe eine Probe - Dose meines Haarwuchs-
 mittels. Mein Kontor ist täglich von 9-7 Uhr geöffnet, Sonntags aus-
 genommen. Falls Sie vorziehen sollten, die Probe per Post zu erhalten, muss
 ich um Einsendung von 20 Pig. für Porto usw. bitten. Eine Anzahl über-
 zeugende Dankschreiben wird jeder Sendung beigelegt. Wo Sie wohnen,
 spielt keine Rolle, Ihre Aufträge werden ebenso prompt und gewissenhaft
 ausgeführt, als wenn Sie persönlich in meinen Räumen bedient würden.

JOHN CRAVEN-BURLEIGH
 BERLIN SW. 145, Leipziger Strasse 84.

Edmund Paulus
 Markneukirchen Nr 305
 Beste direkte Bezugsquelle von
 Musikinstrumenten aller Art.
 Kataloge kostenfrei!

Beleidigende
 verdr. Professore: Wie
 heisse I, mein Krank.
 Bein selbst? Grat-
 n. fr. u. Labor. dem.
 Präp. u. Verban-
 dung 12, Or-
 Allen W. Biering,
 Grille bett f. idmet-
 als eine Verfü-
 Summe v. Danfich.

Buch über Ehe
 die Ehe
 von Dr. Retau n. 39 Stf. 5. Aufl. 2,50 nur
 St. 1,50. Preisliste über int. Bücher gratis.
R. Oschmann, Ronkau 129.

Hygien. Gummi-Waaren.
 Preisliste gratis
 Phil. Rümper, Frankfurt a. M. 19.

Ein wahrer Schatz
 für alle durch jugendliche Ver-
 irrungen Erkrankte ist das be-
 rühmte Werk:
Dr. Peul's Selbstbewahrung
 St. Aufl. Mit 27 Abbildungen.
 Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der
 an den Folgen solcher Laster
 leidet. Tausende verdanken dem-
 selben ihre Wiederherstellung. Zu
 haben in Leipzig, Neu-
 markt 24, sowie durch jede
 Buchhandlung.

MUSIKWERKE
 aller Art, Phonographen etc.
 gegen Monats-
 Raten v. 2 Man
 Illustr. Kataloge gratis
BIAL & FREUND, Breslau

GROSSE UEBERRASCHUNG!
 Nie im Leben diese Gelegenheit!
 500 Stück um nur M. 3.
 Eine pracht. vergoldete 36 fährige Besch-
 luss mit Uhr mit Scandenger, genau
 gehend, wofür 3 Jahre garantiert wird. 1 mo-
 derne, feine Herren-Gewächse, 3 Stück ff.
 Sackhänger, 1 Herren-Ring mit Brill-
 stein, 1 Gürtelknopf mit Brillstein, 1 eleg.
 Damen-Brosche (Kreuz), 1 pracht. Zeichen-
 Sohlensteppel, 1 leber. Gold-Brillennormale,
 1 Feldstecher mit Vergrößerung, 1 Paar Mens-
 chentafelstühle, 3 Brusttaschen, alle 2 Gold-
 mit Patentnagel, 1 herziges Bilder-Album,
 enthaltend 36 Bilder, die schönsten der Welt,
 5 Paar Gegenstände, große Meißel für Jung
 und Alt, 1 überaus nützlicher Pfeiffler,
 20 Corralpenng - Gegenstände und noch
 400 Stück diverse Gegenstände, im Ganzen
 unentbehrlich. Alles zusammen mit der Uhr,
 die allein das Geld werth ist, kostet nur
 M. 3. Versandt gegen Nachnahme oder
 Vorauszahlung durch das Wiener
 Exporthaus **G. Augwitz, Wien**
 A 224.
 NB. Für Nichtzahlendes Geld retour.

Ich Anna Csillag
 mit meinem 185 Centimeter langen Riesen-
 Loreley-Haar, habe solches in Folge 14-
 monatlichen Gebrauchs meiner selbsther-
 gefundenen Pomade erhalten. Dasselbe ist als
 das einzige Mittel zur Pflege der Haare, zur
 Förderung des Wachstums derselben, zur
 Stärkung des Haarbüdels anerkannt wor-
 den, sie befördert bei Herren einen vollen,
 kräftigen Bartwuchs und verleiht schon
 nach kurzem Gebrauche sowohl dem Kopf,
 als auch dem Barthaare natürlichen Glanz
 und Fülle und bewahrt dieselben vor früh-
 zeitigem Ergrauen bis in das höchste Alter.
Preis eines Tiegels 2, 3, 5 u. 8 Mark.
 Postversandt täglich bei Vorinsendung des
 Betrages oder mittelst Postnachnahme der
 ganzen Welt aus der Fabrik, wohin alle
 Aufträge zu richten sind.

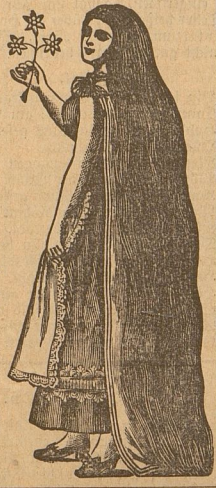
Anna Csillag
 G. m. b. H.
 Berlin 2, Friedrichstr. 56
 Wien, Graben 14.

Wolgeb. Frau Anna Csillag!
 Gedulde um Herstellung der Nachahmung einer
 Schachtel Ihrer Wunder wirkenden Haar-
 pomade.
 Achtungsvoll
 Dr. W. Zeyold, Kurarzt in Grnsdorf, Schlef.

Sehr geehrte Frau Anna Csillag!
 Gedulde mit noch einem Zettel von Ihrer guten
 Pomade gütlich gleich zu senden. Bin mit den
 bisherigen Erfolgen belassen zufrieden.
 Meine Adresse: Gräfin v. Walb,
 Gräfin-Präf. - Gatin, Tesenau.

Frau Anna Csillag!
 Bitte mit der Postnachnahme zwei Tiegeln von
 Ihrer Haarwuchspomade zu senden. Ich bin
 überaus über die gute und schnelle Wirkung.
 Meine Haare sind in kurzer Zeit erlaucht ge-
 worden, und jetzt sich ausserdem überaus immer
 nachwuchs. Ich kann Ihre Pomade aufs
 wärmste Jedermann empfehlen.
 Achtungsvoll
 Gräfin v. B. Hedwig,
 Unter-König bei Wld (Böhmen)

Frau Anna Csillag!
 Um wiederholte Anwendung eines Edwischen Ihrer ausgezeichneten Haar-
 pomade bittet
 Prinzessin Carolath, (Göthen, Ansb.)
 u. f. w. u. f. w.



Ist **Stamböwischen** heilbar?
 Ja, wenn Geschwulst, gleichviel, ob innerlich oder äusserlich, noch nicht von
 selbst aufgebrochen. Langjähriger Erfolg. Zahlreiche Dankschreiben, auch
 über Heilung von **Magen- und Leberleiden.**
 Letztere beiden sowie angeblich harmlose **Wucherungen** sind oft Krebsartig.
A Strop, Neuenkirchen Nr. 145, Kreis Wiedenbrück.

E. von den Steinen & Cie.
 Stahlwaren-Fabrik u. Versandhaus l. Ranges
 Wald bei Solingen 278
Neuheit Herrenuhrkette
 Hochelegante
 ca 27 cm lang, fein oxydirt und ver-
 goldet mit 6 wanderbar funkeln-
 den imitierten Brillanten im Anhänger für
 M. 2.25 franko gegen Nachnahme.
 Unentstehende Damen-
 halskette hoch-
 modern, fein ver-
 goldet und sehr
 haltbar.
 Grosser Anzahl aller
 Warenverrichtungen.
 Heiratskette aus 3000 Ah.
 wird geliefert.
 geben wir gratis zu jeder Kette.
 Länge ca 140 cm

Hoher Verdienst für Wiederverkäufer! Jeder, der ernstlich gewillt ist,
 den Betrieb unserer Artikel zu
 übernehmen, verlange: **Extrabedingungen für Wiederverkäufer.**

Nähmaschinen enorm billig!

Bitte, lassen Sie sich eine Preisliste kostenlos und franko senden. Sie werden
 staunen über die billigen Preise dieser vorzüglichen Nähmaschinen.
 Neueste Verbesserung: Vor- und Rückwärtsnähen. — Die schönsten Stickeren
 und besonders Namenstickeren fertigt man auf dieser Nähmaschine. — Proba-
 maschinen zum Ausnahmepreis. — 30 Tage Probezeit. — Versandt direkt an Private,
 daher der billige Preis. — Handwerkermaschinen für Schuhmacher, Schneider etc.
 Prima Wringmaschinen und Waschmaschinen. Tausende Empfehlungen zu Diensten.

J. Fries, Beseler Nachfolger, Flensburg A. 4.

